

SANTO PIAZZESE

Via Riccardo il Nero
und die weiße Pelargonie

EIN PALERMO-KRIMI

Aus dem Italienischen
von Monika Lustig

September Song, auch wenn es Oktober war

– Es liegt auf meinem Weg, ich kann dich mitnehmen, hatte ich Spotorno angeboten.

In Wirklichkeit lag überhaupt nichts auf meinem Weg.

Oft sind auch in den harmlosesten Sätzen verflixte Zeitzünder eingebaut.

Doch bevor ich mit der Geschichte des Ermordeten, der *Ugro-Finnin*, der lustigen Witwe und dem ganzen Rest loslege, erzähle ich besser, warum ich mich in den vier Wänden des Herrn Kommissar befand. Die Wahrheit hat immer etwas Revolutionäres an sich, heißt es doch.

Auch die meteorologische.

Die Sache ist, es blitzte und donnerte, Regen und Hagel schlugen heftig gegen die Scheiben, und pünktlich wie die Nemesis des Gewitters herrschte auch die übliche, von den Stadtwerken verhängte Finsternis. Und in Palermo weiß man ja, wie lange die anhält, hat sie einmal eingesetzt.

Die Nacht war also finster und stürmisch, was kann ich dazu? Stockfinster und hoffnungslos stürmisch war sie. Und ich war konfus.

Es war eine jener existenzialistischen Verwirrungen, wie sie nur ein echter Herbst zustande bringt, kein metaphorischer Herbst-des-Lebens, dem wir sowieso das ganze Jahr über in den Texten verkommener, post-marxistisch-neo-prèvert'scher Liedermacher ausgesetzt sind. Es war Oktober, und seit Beginn der Zweiten Republik beschert mir der Herbst einen

unruhigen Oktober. An diesen Tagen geht es in meinem Kopf zu wie in der Bronx. Dann heißt es, sorgfältig mit den Gedanken umgehen, aufgepasst bei jeder Straßenbiegung und an den dunklen Ecken, bis man endlich bei einem eisgekühlten Daiquiri Trost suchen darf. Selbst meine höchst private, mentale Hi-Fi-Anlage hatte sich darauf eingestellt: Seit Anfang Oktober nämlich überraschte sie mich von Zeit zu Zeit mit *September Song* in den unterschiedlichsten Liebhaber-versionen. Und der Widerspruch war nur dem Schein nach einer: Doch war nicht auch das ein Anzeichen von Verwirrung?

So kam es, dass ich bei Spotorno zu Hause saß. Wozu hat man schließlich Freunde? Und das war nicht das erste Mal in diesem Monat: Meine Besuche bei Vittorio, für gewöhnlich so selten wie ein polnischer Papst, waren mittlerweile so häufig wie Seminaristen aus Krakau.

Konkret bedeutete das, wegen Stromausfall die sechs Stockwerke zu Fuß bis zu seiner Wohnungstür hinaufsteigen, die er – darauf könnt ihr wetten – gerne aus Schleifglas mit schon leicht abgeblätterter Aufschrift »Philip Marlowe ... Detektiv« gehabt hätte, was im hiesigen Jargon so klänge: »Doktor Vittorio Spotorno ... Kommissar«, denn Vittorio, von Beruf Bulle, ganz Technologie und Atmosphäre, betrachtet sein Eigenheim nämlich als Filiale seines Dienstraums beim Mobilien Einsatzkommando in der Villa Bonanno.

Es war ein echtes Dinner bei Kerzenschein, das elektrische Licht kam und ging in Abständen wie der Lichtkegel des Leuchturms an der Nordmole; Amalia bekam langsam Krämpfe, weil sie längst die Hoffnung aufgegeben hatte, mir die neue CD mit den Vivaldi-Konzerten für Gitarre und Mandoline und Narciso Yepes als Solist ohne Unterbrechung vorspielen zu können. Wir waren schon seit einer Weile mit dem Essen fertig, als Vittorio seine üblichen Manöver startete:

– Wenigstens vor dir selbst musst du ehrlich sein. Die Zeit spielt keine Rolle. Du wirst nicht drum herumkommen und

wieder den Kurs an der Uni halten müssen. Und das stinkt dir mächtig, weil du eine faule Socke bist.

– Du weißt ja, wie es ist, Vittò. Unter dem alten Kultusminister stand die Universität am Rand des Abgrunds; unter dem neuen ist sie glücklicherweise in der Position, einen entscheidenden Schritt nach vorne zu tun ... Ich möcht' mich da nicht einmischen.

– Wenn du wenigstens deinen Militärdienst gemacht hättest, dann wärest du jetzt ...

– Dann wäre ich jetzt noch vertrottelter als du. Vittò, du brauchst dir nicht auf Teufel komm raus das Abel-Syndrom zuzulegen. Du weißt ja, wie die Geschichte damals ausging, oder?

Gewöhnlich braucht er ein paar Glas Sliwowitz, um loszulegen und mir zu erklären, was ich aus meinem Leben zu machen habe. Dieses Mal genügte ihm schon eins. Wahrscheinlich handelte es sich um einen frühzeitigen Alzheimer. Auch wenn er heute vielleicht ins Volle getroffen hatte. Es war immer die gleiche Geschichte. Ich hatte das ganze Drehbuch im Kopf. Punkt zwei der Tagesordnung sah das Thema Ehe vor. Meine Ehe. Die es nicht gibt. Dieses Mal kam ich ihm aber zuvor:

– Denk nur, wie schön, Vittò, wenn auch ich in den heiligen Stand der Ehe getreten wäre; denk nur, wie viele sonntägliche Picknicks auf der Wiese wir verpasst haben, alle zusammen, eine einzige große Familie, mit unseren Kindern mit Berber- und Normannenblut, die einen schönen wilden Haufen bildeten à la *Sie kannten kein Gesetz*, mit unseren Hunden rein arischer Rasse, und wie wir dann zusammen mit unseren infolge der Lektüre von *Cosmopolitan* emanzipierten Gattinnen beschäftigt wären, Partnertausch zu organisieren. Amalia hätte es gar nicht glauben können. Hat sie dir gesagt, dass sie nachts von mir träumt?

– Alpträume sind das, Lorè, nichts weiter.

Das Klingeln des Telefons ersparte Vittorio meine Kommen-

tare voller Sarkasmus, der bei solchen Reden ständig und unaufhaltsam steigt wie Hochwasser. Beim ersten Ton hatte ich unwillkürlich auf die Uhr gesehen. Es war beinahe Mitternacht. Amalia blätterte ihre Handarbeitszeitschrift durch und machte keinerlei Anstalten, ans Telefon zu gehen. Abgesehen von dem Seitenhieb mit dem Alptraum hatte sie während des Wortwechsels zwischen mir und ihrem Angetrauten nicht einmal den Kopf gehoben. Auch für sie war das nichts Neues.

Um diese Uhrzeit hatte das Läuten des Telefons unausweichlich nur eines zu bedeuten. Der Herr Kommissar erhob sich, schnitt eine Grimasse und latschte zum Telefonapparat:

– Kommissar Spotorno am Apparat.

Vittorio antwortet immer so am Telefon, auch zu Hause.

– Wo? ... Weiß man, wer es ist? ... Nein, nein, nicht nötig, ich komme.

Amalia hob das Kinn, ihr Blick war eher vorwurfsvoll als fragend, vielleicht um dem in Umschreibungen festhängenden Gesichtsausdruck ihres Gemahls auf die Sprünge zu helfen.

– Beim Papireto wurde auf einen geschossen, sagte Vittorio. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Er ging zum Kleiderständer in der Diele, wo er vor dem Essen Jackett und Krawatte deponiert hatte. Der Krawattenknoten war noch der vom Morgen, nur leicht gelockert.

– Ich hatt's im Urin gehabt.

Amalia schnaubte. Nicht heftig, wie es sich für die brave Gattin eines Bullen gehörte, aber sie schnaubte. Vittorio wollte gerade nach den Wagenschlüsseln Ausschau halten. Und da geschah der verflixte Zwischenfall.

– Ich kann dich hinbringen, sagte ich, – es liegt auf meinem Weg.

Vittorio sah mich einige Sekunden forschend an. Ich bildete mir ein, er wollte mir gewisse, von ihm nicht gutgeheißene Einbrüche in seine Jagdreviere aus der letzten Zeit vorhalten.

– Wenn's dir lieber ist, bleibe ich hier und versuche, deine Frau zu verführen; nur damit du es weißt, sie hat den ganzen Abend unter dem Tisch mit mir gefüßelt.

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging ich schnurstracks zur Wohnungstür. Er zuckte mit den Achseln und folgte mir. Amalia kam uns nach:

– Und wie kommst du wieder heim? Eine rhetorische Frage in wehleidigem Tonfall, in starkem Kontrast zu ihrem kriegerischen Blick.

– Er lässt sich von einem seiner Handlanger chauffieren, erwiderte ich. Amalia sah wieder einmal den mageren Rest eines Wochenendes als rauchenden Trümmerhaufen vor sich. Es war ein Samstag Ende Oktober, der mittlerweile auf der Schwelle zu einem Sonntag stand und nichts Gutes verhieß. Genau wie der verbliebene Rest des Jahrtausends. Das neue marschierte unaufhaltsam voran, ohne Rücksicht auf Verluste. Ohne Gefangene zu machen.

Inzwischen war das Licht zurückgekommen, und trotzdem nahmen wir die Treppe, um nicht im Aufzug stecken zu bleiben. Vittorio ging schweigend die sechs Treppenabschnitte vor mir her bis zum Eingangsportal. Die Spotornos wohnen in einem kleinen Mehrfamilienhaus am Ende des Viale Strasburgo, beinahe an der Grenze zu den Wohnblocks des ZEN, in einer gottverlassenen Gegend also.

Ich hatte keine Lust, zu meiner Basis zurückzukehren, und müde war ich auch nicht. Nach der langen Fahrt quer durchs Westend, auf der Achse Strasburgo-Restivo, bog ich in die Via Brigata Verona ab, verzettelte mich in den üblichen Straßenschlingen und kam auf der Via Libertà heraus. Der Verkehr war dicht und hektisch wie am helllichten Tag, denn gerade waren die Spätvorstellungen der Kinos aus. Abgesehen davon, dass die Stadtverwaltung das Versprechen, Radwege zu schaffen, nach Jahren – zumindest streckenweise – schließlich doch eingelöst hatte. Was bedeutete, dass sie uns inzwischen die Wüstenpisten – im Stile von Camel Trophy – zu-

muten. Darüber hinaus gibt es noch so einige Gefechtsgräben aus dem Großen Krieg, die Haut und Gerippe des alten Palermo sezieren und ein engmaschiges und irrationales Netz bilden. Die großartigen Arbeiten für die Methangasleitungen (nach dem Motto: *das Methan reicht euch die Hand*) warten hingegen darauf, uns in viele Mucius Scaevola zu verwandeln.

An der Kreuzung Quattro Canti bog ich in den Corso Vittorio Emanuele Richtung Kathedrale ein. Seitdem wir das Haus verlassen hatten, regnete es nicht mehr, und die gesamte Bevölkerung unserer ach so glücklichen Stadt Palermo, *la Felicissima*, nutzte offensichtlich diese Unterbrechung und ergoss sich auf den Cassaro Alto. Ich hatte vergessen, dass Samstagabend dort Fußgängerzone ist. Nichtsdestotrotz drang ich mit dem Bug meines weißen Golfs ein und bahnte mir Zentimeter um Zentimeter einen Weg durch die Menge, weigerte mich aber, alle fünf Sekunden zu hupen, wozu Vittorio mich drängte. Keiner der Passanten nahm größere Notiz von meinem Wagen. Vittorio fluchte.

- Ich hätte doch besser einen Streifenwagen angefordert.
- Was willst du, der Tote ist tot, Vittò, der läuft dir nicht davon.
- Das richtige Timing ist grundlegend für den guten Ausgang der Ermittlungen.
- Dass ich nicht lache! Wann habt ihr denn jemals einen geschnappt, Timing hin oder her ...

Bei der Piazza Bologna ballte sich die Menschenmenge derart, dass wir ein paar Minuten anhalten mussten. Von der Höhe seines Sockels blickte Karl V. mit ausgestrecktem Arm und nach unten gewendeter Handfläche noch verdrossener als gewöhnlich. In der Stadt gibt es zwei Denkschulen über die Bedeutung dieser Geste. Nach der inflationistischen Schule meint Karl V., dass man einen Haufen Geld in der von ihm angezeigten Höhe braucht, um in Palermo über die Runden zu kommen. Die historistische Interpretation hingegen nimmt

Bezug auf die Höhe, die der Müll erreicht hatte, als das Azorenhoch die Gemüter der gelben Gewerkschaft der städtischen Müllabfuhr in Wallung brachte. Um ehrlich zu sein, gibt es auch eine Auslegung à la Pierre-Jacques-Etienne Cambronne.¹ Doch die verändert sich je nach den augenblicklichen politischen Kräfteverhältnissen im Palazzo der Stadtverwaltung.

Vor der Kathedrale kam Spotorno wieder zu sich:

– Hier musst du abbiegen.

Nach der Piazza Sett'Angeli bedeutete er mir, die Straße linkerhand einzuschlagen und dann die Via Bonello entlangzufahren, über die Loggia dell'Incoronazione hinaus. Als hätten mir die Einbahnstraßen eine andere Wahl gelassen. Die Restaurierung der Loggia war erst vor Kurzem abgeschlossen worden; schon von Weitem stach sie einem ins Auge wie die Krawatte eines Parteimitglieds der Lega Nord, eines *Härtefalls*, auf dem Grau-in-Grau-Outfit eines Anhängers der Forza Italia; blitzblank war die Loggia jetzt in ihrem Bernsteinengelb und wirkte verschlafen wie eine Siesta an einem späten Augustnachmittag. Vorher hatte sie besser ausgesehen, mit dem verwitterten Gestein, das zwischen den wilden Kletterpflanzen herausschaute, die jetzt allesamt ausgerissen waren. Oder vielleicht habe ich einen dekadenten Geschmack à la *Tod in Venedig* entwickelt, der intellektuell gesehen ja so wunderbar *demodé* ist.

Wir verschwanden im Straßenlabyrinth am Flohmarkt längs des Seitenbaus des Palazzo Santa Rosalia, der heutigen Kunstakademie. Der Tote lag ein Stück weiter. Dort wimmelte es nur so von Polizisten. Es schienen viel mehr, als es in Wirklichkeit waren, was auf einer optischen Täuschung aufgrund der räumlichen Enge rings um den sogenannten Tatort beruhte. Kein Zweifel, dass dies der Tatort war: Da war ein riesiger See von Blut; es mussten wesentlich mehr als die fünfeinhalb Liter sein, die laut der heiligen Schriften der Wissenschaft in einem Standardleib zirkulieren. Außerdem sah der Tote nicht

so aus, als hätte er eine Riesenmenge Blut in seinem Inneren gehabt. In der Tat war alles ein Trug, denn der Tote war mit dem Gesicht nach unten mitten in eine schlammige Regenpfütze gefallen, die alles verdünnt hatte. Also nicht immer ist Blut dicker als Wasser. Den ganzen Tag über war bis kurz zuvor eine echte Sintflut niedergegangen, als hätten der Himmel und das Erdreich zugleich ihre Schleusen geöffnet. Ich hoffte, dass es auch bei meiner Schwester auf dem Land geregnet hatte, damit mein Schwager endlich mit dem ewigen Gejammer wegen der Trockenheit aufhörte, die die ganze Familie demnächst an den Bettelstab brächte.

Das Scheinwerferlicht der Autos und die Beleuchtungsanlage tauchten die Szenerie in helles Licht und warfen amöbenartige Schatten, dank der bläulichen Reflexe der kreisenden Blaulichter auf den Streifenwagen. Trotz der Farben hatte das Ganze etwas Flämisches an sich, wie die lebenden Bilder gewisser Filme von Greenaway. Ich zündete mir eine Camel an und betrachtete das Spektakel. Ich war nicht der einzige, da waren auch die üblichen Müßiggänger, die von den Bullen lustlos zurückgehalten wurden. Neben Vittorio stand ein junger, milchbärtiger Typ, dessen Gesicht mir vage aus den Zeitungen bekannt war. Während ich grübelte, wer das wohl sei, rief jemand laut nach ihm. De Vecchi. Doktor Loris De Vecchi, die neueste Errungenschaft der Staatsanwaltschaft. Live gesehen, verstärkte sich der Eindruck eines Sittlichkeitsverbrechers in Freiheit unter Polizeiaufsicht. Er schielte. Das eine Auge schweifte in Richtung meines Freunds, des Bullen. Das andere schielte genau im richtigen Winkel, um den blühenden, wiewohl reservierten Brustkorb Michelles erkunden zu können. Reserviert in jeder Hinsicht, hoffte ich. Die wichtigste die meiner Wenigkeit.

All das ist mir zu erzählen vergönnt, weil ich der Aufforderung Vittorios, ihn einfach abzusetzen und mich auf den Heimweg zu machen, nicht gefolgt war. Und nicht etwa aus einer krankhaften Neigung: Tote hinterlassen bei mir im-

mer ein gewisses Unwohlsein, und ich tendiere eher dazu, ihnen aus dem Weg zu gehen, vor allem wenn es Grund zur Annahme gibt, dass sie entstellt sind, ihnen Gliedmaßen fehlen, oder sie sonstwie übel zugerichtet sind. Ganz zu schweigen von den Erhängten mit herausquellender Zunge.

Wenn ich Halt gemacht habe, dann nur aus dem Grund, weil ich inmitten der Schar von Bullen, Fotografen und Schaulustigen mit schweren Symptomen von Wochenend-Nekrophilie das Hennarot eines mir vertrauten Haarschopfs aufblitzen sah. Kurz gesagt hatte ich, als ich Vittorio angeboten hatte, ihn zum Tatort zu begleiten, gehofft, dort auch Michelle zu begegnen. Es war eine Frage der Wahrscheinlichkeit. Auch in der Hauptstadt des Verbrechens gibt es kein Übermaß an Gerichtsmedizinern. Von Weitem bedeutete ich ihr, das Ende der Vorstellung abwarten zu wollen, und führte mir weiter das Schauspiel zu Gemüte.

Von der Gürtellinie abwärts lag der Tote auf dem Gehsteig, mit dem übrigen Teil war er in der Pfütze im Straßengraben gelandet. Die Straße endete an einem alten Haus in ziemlich verlottertem Zustand, über dessen Frontseite ein Balkon mit Marmorsockel und schmiedeeisernem Geländer verlief. Von einer Ecke des Balkons blickte unter dem gewellten, grünen Kunsthazdach eine schneeweiße Pelargonie arrogant und vor Vitaminen strotzend auf die zerfallenen Häuschen herab, die von fast ein Meter hohen Brennesseln mit Stängeln wie Ankertrasse eingekreist waren.

Auf Michelles Anweisung hin wurde die Leiche auf den Rücken gedreht. Nach dem, was sich über jemanden in einem solchen Zustand sagen lässt, war der Mann ungefähr fünfzig Jahre alt, gekleidet mit Jackett, ungefähr Größe achtundvierzig, und Krawatte, beides von gewisser Eleganz und tropfnass. Zu meinem Glück hatte er keine Verletzungen am Kopf, die Gehirnmasse hatte sich also nicht in Einzelteilen verselbständigt. Ihn musste es wohl am Brustkorb erwischt haben, von dem roten Fleck her zu schließen, der sich auf der Hemdblust

ausgebreitet hatte. Michelle trat näher, sah ihn sich von allen Seiten an. Ich konnte eine gewisse Vorsicht bei den Anwesenden erkennen. Bei dem ganzen Blut da und der Hysterie wegen des HI-Virus konnte man ja nie wissen. Michelle wirkte gelassener als die anderen, was von ihrer langjährigen Erfahrung im Umgang mit Ermordeten herrührte. Zu den sterilen Plastikhandschuhen und dem weißen Kittel trug sie ein Paar übergroße Gummistiefel, die ihr bis übers Knie reichten. Trotz der ungelinkten Schritte war immer noch eine Ahnung von Schweben erkennbar, was ihren Gang normalerweise auszeichnete. Sie beugte sich über den Toten und machte sein Jackett noch etwas weiter auf. Sie versuchte die Krawatte beiseitezuschieben, was ihr wegen der Krawattennadel – eine von denen, die in so einem Schrottteil enden – nicht gelang. Michelle zog die Nadel heraus und lüpfte die latzbreite Krawatte. Die angesengten Ränder des Einschusslochs kamen darunter zum Vorschein, das trotz des Bluts auf dem Hemd auch von meinem Standort aus gut sichtbar war. Es bedurfte keines Menschen vom Fach, um zu begreifen, dass der Schuss aus wenigen Zentimetern Entfernung abgegeben worden war.

Vittorio näherte sich zusammen mit dem Staatsanwalt, und unter sechs Augen besprachen sie sich ein paar Minuten lang. In der Zwischenzeit kümmerte sich jemand anderes darum, den Platz räumen zu lassen. Nachdem der Tote von allen Seiten fotografiert worden war, schaffte man ihn weg, und zurück blieben nur noch ein paar Hieroglyphen, die sie nach dem Regen hie und da mit Kreide auf das Pflaster gezeichnet hatten. Nach einer Weile zuckte Michelle mit der Schulter, verabschiedete sich von den anderen und verschwand hinter dem Transporter. Sie zog Kittel, Handschuhe und Stiefel aus und tauchte in Jeans, Sweatshirt und flachen Schuhen wieder auf. Dann kam sie auf mich zu und meinte:

- Lorenzo. Was machst du denn hier?
- Ich habe Vittorio begleitet.
- Lädst du mich auf eine Pizza ein?